

KULTUR

„Eine Schatztruhe, die schwebt“

Vor zehn Jahren wurde der Anbau des Sprengel Museums eröffnet. Zuerst wurde er als „Maschsee-Brikett“ geschmäht, jetzt würdigt eine Podiumsdiskussion die zeitlose Eleganz.

Von Frank Kurzhals

Was gab es für einen Aufschrei in Hannover, als 2014 erstmals die neue Fassade des Sprengel Museums zu sehen war. Der dritte Anbau des Museums sollte im kommenden Jahr eröffnet werden, deswegen wurde der Öffentlichkeit schon mal vorab die Fassade präsentiert, hinter der sich die neuen 5200 Quadratmeter Fläche, davon 1400 Quadratmeter als Ausstellungsfläche, verbargen. Die Fassade fiel in der öffentlichen Diskussion sofort durch. In dem abfällig gemeinten Begriff „Maschsee-Brikett“ konzentrierte sich die ganze Ablehnung. Die Diskussionen spielten sich oft „unterhalb der Gürtellinie“ ab, wie sich Reinhard Spieler, Direktor des Sprengel Museums, erinnert.

Und wie sieht die Bewertung heute aus, zehn Jahre nach der Eröffnung? Dazu gab es im Museum eine kurze Podiumsdiskussion, eingeladen waren Markus Peter vom Schweizer Architekturbüro Meili, Peter & Partner und die Architektin Caroline Arndt von der Stadt Hannover. Reinhard Spieler saß als ein Kronzeuge der Zeit auf dem Podium und Ulrich Krempel, in dessen Direktorat die Beauftragung fiel, ergänzte das Gespräch mit pointierten Anekdoten. Moderiert wurde die Veranstaltung vom Journalisten Daniel Alexander Schacht. Es war ein Abend der lobenden Worte über das Museum und den Anbau. Die Brikett-Liebhaber waren unter sich.

Es hätte auch schiefgehen können.

Ursprünglich sollte die Fassade des Anbaus verspiegelt werden, so lautete jedenfalls die Anfangsidee der Architekten, mit der sie den Wettbewerb gewonnen hatten. Dass diese Idee nicht umgesetzt wurde, empfinden heute alle als Glücksfall, sonst hätte, so Spieler, das Museum wie eine Bank ausgesehen, deren Zentralen ja auch oft mit Verspiegelungen an ihren Fassaden arbeiten. Stattdessen gab es die Entscheidung für reliefartige Sichtbeton. Eine riskante Entscheidung, wie sich Peter erinnert. So etwas hatte in der Größe noch niemand je umgesetzt. Es hätte auch schiefgehen können.

Sprengel-Direktor Spieler ist überzeugt, dass die gut 35 Millionen Euro für den Erweiterungsbau eine gut investierte Summe waren,



Elegante Zeitlosigkeit war das Ziel: Markus Peter, der Architekt des Erweiterungsbaus des Sprengel Museums, vor der einst heftig kritisierten Betonfassade.

FOTO: CHRISTIAN BEHRENS

auch wenn es insgesamt zehn Millionen Euro mehr wurden, als geplant. Aber, „sobald das Ding steht, fragt niemand mehr nach dem Preis. Deswegen muss die Qualität stimmen“, und die, da waren sich alle einig, stimmt. Dass der Rat der Stadt Hannover in dem Jahr des Bankencrashes 2008 den Mut hatte, sich für den Bau zu entscheiden, findet Spieler noch immer beeindruckend.

„Jetzt bist Du doch verrückt geworden.“

Die Kollegen in der Schweiz hätten den Betonfassadenentwurf des Architekturbüros mit einem trockenen „Jetzt bist Du doch verrückt geworden“ kommentiert, sagt Peter über die Reaktionen der eigenen Zunft. Die Musterfassade, mit der vor Ort geprüft wurde, wie das Ganze wohl in Realität aussieht, ist später von dem Künstler Tim Ul-

richs zu einer Skulptur weiterentwickelt worden. Sie steht in der Lüneburger Heide, in der Gemeinde Jesteburg.

„Eine Schatztruhe, die schwebt“ nennt Reinhard Spieler respektvoll den Anbau, der gar kein Anbau sein will, sondern eine Erweiterung, die auch die beiden älteren Teile des Museums einbezieht. Er besteht aus „tanzenden Räumen“, die alle eine wenig aus dem Lot geraten sind und den klaren rechten Winkel ignorieren, und Loggien mit Blick auf den Maschsee, in denen keine Kunst ausgestellt wird.

Der 1979 eröffnete erste Bauabschnitt des Sprengel Museums war sehr zeithaltig und alterte schnell, als sich die architektonische Mode der Zeit änderte, stellte Architekt Peter kurz vor Ende des Gesprächs noch fest. Er aber wollte mit seinem Entwurf keine mit dem Wandel der Zeit untergehende Originalität,

sondern elegante Zeitlosigkeit schaffen. So entstand das Brikett. Die Aufregung verebbte relativ schnell, kaum noch ist zu hören,

dass sich jemand über die schwebende Schatztruhe aufregt, die seitdem in zeitloser Eleganz an den Gestaden des Maschsees ruht.



„Tanzende Räume“ am Maschsee: Vor zehn Jahren eröffnete das Sprengel Museum seinen neuesten Anbau.

FOTO: FRANK WILDE

Eisenfresser und Monsterkrabben

Rolf Nobels üppiger Bildband „Arbeiter des Meeres“ plus Ausstellung in der GAF

Von Uwe Janssen

Rolf Nobels Bildband „Arbeiter des Meeres“ ist über Jahrzehnte entstanden. Der emeritierte hannoversche Fotografieprofessor vereint auf 320 Seiten 13 Geschichten aus aller Welt. Es sind überwiegend Geschichten von Fischern, die ihre Arbeit auf unterschiedliche Art und unter unterschiedlichen Bedingungen verrichten, die aber alle die Faszination für und die Ehrfurcht vor dem Meer eint. Und eine Eigenschaft, die Nobel „Kumpanei der Arbeit“ nennt.

Nobel, 75, der mit seinem grauen Vollbart selbst einen passablen Seebären abgeben würde, konnte sich nicht mit allen, die er porträtiert hat, sprachlich verständigen, und willkommen war er auch nicht überall. Und doch, so sagt er, hätten alle sein Interesse für ihre Arbeit und das Engagement für seine eigene Fotografie anerkannt.

Pferdefischer und Kohlesammler

Unter diesem Aspekt muss man die Fotos betrachten. Sie zeigen senegalesische Fischer vor M'Bour, den

Königskrabbenfischer vor Norwegens Küste oder die Seacoaler im englischen Northumberland, die verklappten Kohleabraum aus dem Meer fischen, um ihn zu verkaufen und damit zu heizen. Die Bilder sind im gegenseitigen Vertrauen entstanden und mit viel Zeit. Nobels Aufnahmen von den Pferdefischern im belgischen Ostdunkirchen, die auf oder hinter ihren majestätischen Kaltblüttern Netze durchs flache Wasser ziehen, sind schon vielfach veröffentlicht oder ausgestellt worden.

Oder die Bilder aus Gresik in Indonesien, wo Nobel im Abstand von einem Vierteljahrhundert zweimal fotografierte und bei seiner Wiederkehr Haslan kennenlernte. Obwohl vor Indonesiens Küsten ein unvergleichbarer Artenreichtum herrscht, haben Arbeiter wie Haslan oft halbleere Netze – die Fischfangindustrie ist ein übermächtiger Gegner.

So ergeht es nicht nur den Fischern in Indonesien. Nobels Fotoreisen, die er in kurzen Texten beschreibt, zeigen eben auch die nicht mehr wegzudiskutierende Kehrseite: Klimawandel, Verschmutzung,



Fertigmachen zum Ausschachten: Die „Eisenfresser“ im indischen Alang wrackten Schiffe ab.

FOTO: ROLF NOBEL

Ökosysteme aus dem Gleichgewicht, Fangpiraterie, rücksichts- und skrupellose Fischereiindustrie, Überfischung. „Nein“, schreibt der Fotograf im Vorwort, „wir haben das Meer nicht gut behandelt.“

Und damit sind ausdrücklich nicht die Menschen gemeint, die Nobel be-

sucht hat. Wie die Schwertfischjäger in der Straße von Messina zwischen Kalabrien und Sizilien. 15 Boote mit ihren unübersehbaren, mehr als 20 Meter hohen Masten gibt es noch. Von oben sichten die Fischer in der sommerlichen Jagdsaison die Schwertfische und harpunieren aus-

gewachsene Tiere, anstatt in Netzen Jungtiere und anderen Beifang wie Delfine, Schildkröten oder Haie zu töten.

Auf viel größere Beute haben es dagegen die „Eisenfresser“ im indischen Alang abgesehen, die an der Küste bei acht Metern Tiedenhub trocken liegende Schiffswracks demonstrieren und den Stahl im besten Fall weiterverkaufen. Tausende machen sich über die Wracks her, ohne Sicherheitskleidung, in Badelatschen. Unfälle sind normal, Ärzte gibt es nicht. Trotzdem feiern die Männer jede neue „Beute“ mit einem Fest.

Nobel, Hafenarbeitersohn aus Hamburg, spricht immer wieder von Desaster und Katastrophe, wenn es um die Zukunft der Arbeiter der Meere geht. Und doch, das macht dieses Buch auch für die Leserschaft aus, kann er sich der Faszination dieses Lebens nicht entziehen.

„Arbeiter des Meeres“, Edition Bildperlen, 320 Seiten, 48 Euro. Ab 27. August im Handel. Am selben Tag um 19 Uhr wird die Ausstellung in der GAF (Seilerstraße 15d) in Hannover, eröffnet.

Eine neue Sinfonie für die Ukraine

Uraufführung zum Unabhängigkeitstag

Von Fynn Dresler

„Weil die Liebe und das Leben größer sind als Tod und Krieg.“ Dieser Satz der ukrainischen Lyrikerin Victoria Omelchenko hat Andreas Schmidt tief berührt. So sehr, dass der freischaffende Komponist und Dirigent des Orchesters der Herrenhäuser Kirche eine Sinfonie dazu schrieb. In der Apostelkirche in Hannover will er das Stück am 22. August mit einem deutsch-ukrainischen Orchester zum ersten Mal spielen.

Seine Verbindung zur Ukraine entstand über die Musik. Als Russland 2022 die ukrainische Hauptstadt Kiew angriff, flohen Musikerinnen und Musiker nach Deutschland und auch nach Hannover. Schmidt lernte sie bei Konzerten kennen, kam über Ecken mit der Lyrikerin Victoria Omelchenko in Kontakt, die weiter in Charkiw lebt. Sie verständigten sich mit Übersetzungsapps. Die Ukrainerin brachte ihm die Realität des Krieges aufs Handy.

Andreas Schmidt erinnert sich, wie Victoria Omelchenko ihm schreibt, wie eines Tages ihr Haus von Bomben getroffen wurde. Wie sie auf ihren Partner wartet, der an der Front kämpft. Trotz allem dichtet sie weiter über die Hoffnung auf Frieden.

Die Sinfonie komponiert Schmidt nah an Omelchenkos Texten. Teil des Konzerts ist eine ukrainische Flöte, die Sopilka. Immer wieder wird die zarte Melodie von einem kraftvollen Orchester durchbrochen. Für Andreas Schmidt ein Zeichen der Schwere, über die Omelchenko schreibt. Der Komponist will aber auch eine trotzige Zuversicht vermitteln. Schmidt sagt: „Musik kann nichts verändern. Aber die Menschen, die von ihr berührt werden, können etwas bewegen.“

Mitglieder des Vereins KUM, einem Netzwerk ukrainischer Künstlerinnen und Künstler in Niedersachsen, organisieren das Konzert mit. Gerade einmal zwei Proben hat Schmidt vor dem Auftritt. Darin muss er ukrainische Musikstudierende mit Spitzenleuten, wie dem Konzertmeister der Frankfurter Oper, zusammenbringen. Schmidt lacht beim Gedanken an die Herausforderung. „Da muss man vertrauen und genau wissen, was man will.“

Das Konzert besteht aus der Sinfonie Nr. 5 von Franz Schubert und der Sinfonie für die Ukraine, Solistin ist die Sopranistin Anastasiia Karaieva. Es beginnt am Freitag, 22. August, um 19 Uhr in der Apostelkirche in Hannover. Der Eintritt ist frei, eine Anmeldung ist nicht nötig. Die Künstlerinnen und Künstler bitten um Spenden für Menschen in der Ukraine.



Trotzige Zuversicht: Komponist Andreas Schmidt und ein deutsch-ukrainisches Orchester spielen um Unabhängigkeitstag der Ukraine eine neue Sinfonie in der Apostelkirche.

FOTO: TIM SCHAARSMIDT